

In der Stadt der am 1. Mai d. J. zu eröffnenen panamerikanischen Ausstellung, Buffalo, N. Y., ist kürzlich eine Schöpfung, die insonderheit dem dortigen Deutschthum zur Ehre gereicht, ihrer Bestimmung übergeben worden. Es ist dies das dortige deutsche Hospital.

Die Frage der Gründung eines solchen wurde zuerst im Frühjahr 1895 von Mitgliedern des dortigen Bayerischen Kranken-Unterstützungsvereins auf's Tapet gebracht. Es fand dann zur Erörterung der Angelegenheit eine allgemeine deutsche Versammlung statt, durch Veranlassung eines großen Volksfestes wurde für den Bau ein Fonds geschaffen, der später durch Abhaltung von Wohltätigkeits-Vorstellungen, Ballen und dergleichen starklich anwuchs. Bereits am 22. November 1895 wurde eine Gesellschaft unter dem Namen „Deutsches Hospital“ von den Staatsbehörden in incorporiert. Die Erben des verstorbenen Brauereibesizers Lang schenkten ein Grundstück für den Hospitalbau, für den der erste Spatenstich im Oktober 1898 gethan wurde. Im Dezember 1900 fand in dem fast vollendeten Bau für das Unternehmen ein Bazar statt, dessen finanzielles Ergebnis ein überaus günstiges war.

Das Hospitalgebäude ist ein gelber Sandsteinbau mit hellen Terracotta-



Deutsches Hospital in Buffalo.

Verzierungen; es ist in moderner, feinerer Konstruktion errichtet und kann durch den Aufbau von zwei weiteren Stockwerken, sowie den Anbau eines Flügels bedeutend vergrößert werden. Das Hospital hat Raum für 60 Patienten. Die Ausstattung ist eine durchaus moderne. Ein elektrischer Fahrstuhl vermittelt den Kranke transport zwischen den verschiedenen Stockwerken. Mehr als 30 der besten Ärzte der Stadt sind für den Stab gewonnen worden. Superintendent der Anstalt ist Charles Dammann. In dem Hospital finden selbstverständlich nicht nur Deutsche, sondern Kranke einer jeden Nation Aufnahme.

#### Kaufshaus neuer Gouverneur.

In aus Thüringen Kammerer erlebten und tüchtiger Kaufmannhändler.

An Stelle des unlängst verstorbenen Gouverneurs von Kaufshaus, Kapitän z. S. Zährle, ist Kapitän z. S. Truppel ernannt worden. Truppel wurde 1854 zu Rappbühlte, Thüringen, geboren. Er trat 1871 in



Kapitän z. S. Truppel.

die deutsche Marine ein, wurde 1874 Unterleutnant und 1878 Oberleutnant, als welcher er an Bord der Kreuzerfregate „Prinz Adalbert“ Dienste that. In 1886 zum Kapitänleutnant, 1893 zum Korvettenkapitän und 1897 zum Fregattenkapitän befördert, wurde der tüchtige Offizier von Anfang der 90er Jahre ab nur in hervorragenden Kommandosstellen beschäftigt. Von 1890 bis 1893 war er in dem damals neuorganisierten Reichsmarineamt tätig und unmittelbar daran anschließend, bis zum Jahre 1897 im Oberkommando der Marine. Gegen Ende des letztgenannten Jahres wurde Fregattenkapitän Truppel zum Kommandanten des Auslandskreuzers „Prinz Wilhelm“ ernannt, welches Kommando er reichlich ein Jahr innehatte. Diese Zeit, während der „Prinz Wilhelm“ sich ständig in den ostasiatischen Gewässern aufhielt, gab ihm Gelegenheit, sich auf's Gründlichste mit den dortigen Verhältnissen bekannt zu machen.

Bereits damals wurde er anlässlich des ersten Gouverneurswechsels intimistisch mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Verwalters des Reichskriegsministeriums betraut, bis der neue Gouverneur eintraf. Seit 1899 bekleidete er in demselben Jahr zu dieser Charge befördert Kapitän z. S. Truppel die Stellung eines Verwalters des Reichsmarineamts. Kapitän Truppel ist der dritte Gouverneur, den Kaufshaus seit der Übernahme durch die Deutschen im November 1897 zu bezeichnen hat.

# Sonntags-Blatt

## Beilage des „Anzeiger und Herold“.

K. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 5. Apr. 1901.

Jahrgang 21 No. 31.

### Der Glücksnagel.

Von A. Subalte.

„Wollen Sie mir nicht sagen, warum Sie eigentlich diesen alten, verrosteten Nagel ausheben? — Sind Sie etwa abergläubisch und glauben, das bringe Glück? — Aber, Fräulein Marie! — ich dachte, Sie wären ein ganz aufgellertes Mädchen!“

Fräulein Marie sah mit ihren großen blauen Augen den Frager an und sagte ernst: „Ich bin nicht abergläubisch im landläufigen Sinn — ich habe den Nagel auf — weil ... weil — Aber das ist eine ganz kleine Geschichte, Herr Doctor; soll ich sie Ihnen erzählen?“

„Wie können Sie fragen?“

„Also, mein Ur-Grosvater war seines Zeichens ein wackerer Nagel-schmied. Er wohnte in einem Wald-dorf, das noch heute wegen seiner Eisenindustrie bekannt ist. Dort stand er Tag für Tag an einem Ambos und schmiedete. Zur Zeit der Meßlen zog er dann mit seinem Vor-rath hinunter in's flache Land — nach Leipzig oder nach Frankfurt.“

Er war ein schöner, stattlicher Mann und hatte eine Frau und sechs Söhne, die er über Alles liebte. Wenn er auszog, so nahm er mit ihnen nach alter Sitte das Abendmahl und ließ sich von seiner Liebste geloben, daß sie ihm Haus und Hof gut bewahren werde.

Das Reisen war damals keine Kleinigkeit, besonders war es nicht so leicht für einen hochgewachsenen, stattlichen Mann, denn solche Leute waren damals ein gefuchter Artikel, und die Weber und Häfcher stellten ihnen struppelloses mit List und Gewalt nach, wo sie ihrer welche kriegen konnten.

Einmal nun hatten sie ihn in Leipzig besonders stark zusehelt. Er konnte machen, was er wollte, sie verfolgten ihn auf Schritt und Tritt, sie hielten ihn gar zu gern auch Poiss-lange zur langen Garde gebracht. Endlich waren die Geschäfte erledigt, und er war froh, wieder heimwärts fahren zu können mit einem leeren Wagen und einer vollen Tasche. Er war, als der Weg sehr steil bergan ging, vom Wagen gestiegen und hatte seinem Knecht die Zügel gelassen. Froh, bald daheim zu sein, ließ er den Knecht die Fahrstraße nehmen, er selber schlug einen steilen Richt-weg ein, der ihn schneller zu seinem Dorfe führen sollte.

Und wie er nun so schlendernd und singend fürbaf steigt, hört er plötzlich ein Knaden von trodden Zweigen, und wie er sich umwendet, sieht er hinter sich die drei verwegenen Hä-scher, die ihm schon in Leipzig nach-gestellt hatten. Da pacht ihm die Angst — was soll er nun thun? Neben sich ein tiefer Abgrund — vor sich eine steile Höhe und hinter sich drei kräf-tige Männer — was soll er allein gegen diese Uebermacht austrichten? Da nimmt er alle Kraft zusam-men — und überlegt ... Sie werden sich wohl hüten, denkt er, mich auf dem schmalen Wege da anzufan-gen, sie wissen's genau: Der A-melangs reißt sie alle Drei mit in die Tiefe! Aber wenn er oben ist, wenn sich der Weg abbiegt von der Schlucht und auf eine breite Waldwiese aus-läuft, — wo es still und einsam ist, — wo die hohen Gebirgsfelsen stehen und die alte Jägerhütte — da werden sie ihn fangen und tnebeln und hin-schleppen zu dem verhassten Frohm-dienst — dann werden sie einen Zu-daslohn für ihn bekommen und er wird dassehen müssen in dem ver-wünschten Affenrod — er, der Con-rad Amelang, der noch Keinem je ge-dient hat! ...

So leuchtete er denn den Abhang hinauf, die Schleicher immer hinter ihm her ... Und nun war er oben; — einen Augenblick zauderte er — warf er die schwere Geldtase ab und setzte sich in einen gewaltigen Tab-eine Stunde noch war es bis zu sei-nem Hause!

Die Geldtase aber hielt seine Hän-der richtig einen Augenblick auf. Der Eine nahm sie in Verwahr, die anderen drei legten ihm rasch wieder nach lautlos — mit Striden um den Arm, damit wollten sie ihn fangen und binden.

Immer noch war er im Vorsprung — aber die Angst um die Seinen lähmte seine Kraft und ließ sein Herz zum Zerspringen kloppen. Der Vorsprung wurde immer klei-ner, immer kleiner — da leuchtet schon sein Haus drunten aus dem

Blättergrün der Obstbäume am Bienenrand — da steigt der Rauch aus seiner Esse — aber kein Mensch ist zu sehen — keiner, der ihm zu Hilfe kommt — er will rufen, aber die Zunge klebt ihm trocken an den Gaumen — er rennt weiter, unaufhalt-sam — endlich legt er die Hand auf den Griff zur hölzernen Gitterthür — da, ein lauter Aufschrei — die Hand des ersten Häfchers pakt ihn von hinten ... ja, er hat ihn wirk-lich gepakt, noch an der Schwelle seines Hauses, der elende Wicht, der Menschensjäger! Aber im selben Augenblick fant auch mein Ur-Urgroß-vater nach der furdurbaren Anstrengung und Aufregung entseelt zu Boden — es war wohl ein Herzsschlag. Auf den Schrei erst erschien Lisbeth in der Thür und begriff nicht gleich, was sie sah — erst auf ihren Hüf-fer fanden die sechs halberwachsenen Söhne zusammengelaufen.

Der Werber sah, daß er sein Spiel verloren hatte, und floh davon. Die Söhne aber trugen ihren toten Va-ter in's Haus, und am nächsten Tage haben sie ihn in der Blüthe seiner Jahre begraben ...

Und von jeht an trat Frau Lis-beth selber an den Ambos und schmie-dete Nägel — und sie stand da, tag-aus tagein, weil sie den Schwur hal-ten wollte, den sie ihrem Gatten vor seinem Wdschied geleistet hatte. Sie sorgte treulich für ihre sechs Jun-ger, daß ihnen nichts abging — so lange, bis die ihr den Hammer aus der Hand nahmen und selber für die Mutter sorgten.

Ein paar von Frau Amelang's Nägel aber erblen sich in der Fa-milie fort und erinnern diese heute noch daran, daß ihre Ur-Urgroßmutter dormalenst durch die Nägelschmie-den ihren Wohlstand begründete ... Das ist die ganze kleine Geschichte. Nennen Sie das nun Aberglauben?“

„Nein — aber Pietät!“

„Und ist Ihnen das nicht zu alt-modisch — Ihnen, dem modernen Mann?“

Er nahm ihr den Nagel aus der Hand, die er küßte. Lange und auf-merksam besah er das rostige Ding, dann steckte er es in die Tasche und sagte:

„Also lassen sie ihn auch für mich ein Glücksnagel sein, Fräulein Marie. Wollen wir an diesen Nagel unseren kleinen Hader hängen und ein Friedensbündniß schließen?“

Und Fräulein Marie hatte nichts bagegen, und hat sich als Frau Ma-rie schon oft an dem Gedanken freuen dürfen, daß der alte Glücksnagel ihr Ehepartner geworden ist.

### Vermischtes.

Zu Zeiten, als noch auf dem Lan-de fleißig Dorf gestochen wurde, hielten die Bauern in Lübed auf dem Klingberg mit ihren Dorf-Führern und marketen auf Käufer, die ihnen dieselben ablaufen sollten. Zu einem solchen Bauern kam ein alter würdig aussehender Herr, handelte mit ihm und beide wurden über den Preis bald eins. Der Bauer versprach als-bald wieder anzuspannen und dem Herrn die Fuhrre nach einer näher be-zichneten Adresse zu bringen. Froh, seinen Dorf schon so zeitig und zu gutem Preise los zu sein, ging dann unser Bauer zum Gastwirthe Olden-burg, kaufte sich einen heißen Strog und dachte dann so nach und nach ans Anspannen. „Jehann“, der Knecht des Gasthofes, war ihm beühfflich, die Mähren vor den hochtrügigen Fledermögen zu legen. Mit einem tüchtigen Schwingung sah unser Bauer wieder oben auf seinem Dorf und wollte eben los aufschreiten. „Ja, den Deutscher, wie heet de Keerl nu man noch, de mi den Dorf abößt hätt?“

wurde Johann mit verlegenem Ge-sicht gefragt. Johann wußte es na-türlich nicht und der Bauer stieg wieder vom Wagen herunter, ging wieder zum Wirthe und fragte: „Geinrich, wemm nich an wen id mien Dorf verößt heet?“ Ein „Keer“ war die Antwort. Auch die in der Nähe haltenden Droschkentüschker hatten den Kauf nicht beobachtet, sie wußten aber Rath. Sie sagten dem Bauern, er solle nur zu Dr. Zeit in der Waghstraße gehen. „De weest alles“, de flett sien grot Boof up, da fteelt dat in und dem gibst Du em acht Schilling.“ — „Ja“, sagte der Bauer, „dor tümmt of gornich up an, ich heb ja mienen Dorf fein ver-ößt.“ — Richtig fragte er sich zu Dr. f. durch und trat bei dem ehr-würdigen alten Herrn ein. „Herr, kann he mi nich seggen, wo de Keerl

heet, den 't min Dorf verößt heet?“ — „Wat will he?“ — War die Ant-wort und unser Bauer wiederholte die Frage und sagte weiter: „Kieft he man mal in dat grote Boot.“ —

„Ach Keerl he is ja woll wunderlich!“ antwortete der verwunderte Ge-lehrte. — „Ja dat stümmt“, sagte der Bauer, „he hett Keerl, Wunnertlich heet he of, hier hätt he acht Schil-ling“ und war, ehe noch der gelehrte alte Herr es verheuten konnte, von-bannen. Er hat in der That seinen Dorf an Rath Wunderlich verkauft und schwört nun auf den klugen al-ten Herrn, mit dat grote Boot!“

Belanntlich bereitet die Erfor-schung tropischer Gegenden, beson-ders in Afrika, große Schwierig-keiten, weil es an den geeigneten Zug-thieren fehlt, die der durch klimatische Einflüsse schnell eintretenden Ermü-tung widerstehen, sich akklimatisiren und auch gelehrt sind. Das Pferd und der Ochs, der Esel und das Maulthier weisen wohl diese Eigen-schaft auf, jedoch haben sie andere Fehler. So leiden die beiden ersten unter der Heißhitze so sehr, daß sie zumeist an deren Bergigungen zu Grunde gehen; die beiden letzten, die zwar gegen die Belästigungen der Heißhitze unempfindlich sind, we-isen wiederum nicht die genügende Körperkraft auf, um schwere Lasten längere Zeit tragen zu können. Nur ein einziges Thier, das in Afrika lebende Gebra, entspricht allen Anfor-derungen, lebt aber in der Wildniß, ist selten, schwer zu fangen und seine Zähmung eine langwierige, auch kostspielige Sache. So waren die wis-senschaftlichen Expeditionen lange Zeit hindurch bezüglich ihrer Zugthiere läbel daran und zogen zumeist schwarze Träger für den Transport ihrer Baggage vor. Jetzt ist nun durch gezielte Züchtungen einer — man kann sagen — „neuen“ Thiergattung diesem Uebelstande abgeholfen worden, und zwar ist es das Verdienst zweier Männer, die unabhängig von einander, fast zu gleicher Zeit ihre Kreuzungen und Weiterzüchtungen vorgenommen haben. Der Schotte Coffart — Swart und der Brasilianer Parana haben das Gebraid gezüchtet, ein trotz seines kornigen Ramens für den gedachten Zweck sehr ver-wendbares Zugthier. Sie erhielten nach mannigfachen vergeblichen Ver-suchen ein Kreuzungsthier, das durch seinen kräftigen Bau, seine ebenmä-ßige Gestalt, seine Schnelligkeit und Gelehrigkeit sich auszeichnet und als das „Maulthier der Zukunft“ bezeichnet werden darf. Die Thier-weitz ist um eine neue Art bereichert worden, mit deren Hilfe sich die na-turwissenschaftliche Erforschung des schwarzen Erdtheiles leichter gestal-ten dürfte. Zu gleicher Zeit Reit- und Zugthier, erweist sich das Ge-braid thatächlich als eine Hilfs-krast, von der die Naturforscher und Colonisten in Zukunft große Lei-stungen zu berichten haben werden.

Die preußische Censurgeschichte des 18. Jahrhunderts weist noch ganz an-dere Stüdchen auf, als die, über welche man sich neulich im deutschen Reichstag entzürstete. Wie man unter dem Solbatenkönig mit mißliebigen Redakteuren verfuhr, zeigt der „Fall Ortgieh“. Neben den gedruck-ten Zeitungen kannte das 18. Säcu-lum auch die geschriebenen, die sog. „Buletins“. Es waren das Corre-spondenzen, die heimlich von Hand zu Hand gingen und allerlei politi-sche Neugierigkeiten, die nicht gedruckt werden durften, in das Volk brach-ten. Auch Franz Herrmann Ort-gieh unterließ sich eine Correspondenz. Als Agent und Rath des Für-sten von Schwarzburg — Sonbers-hausen hatte er Verbindung mit al-len politischen Kreisen Berlins und konnte somit interessante Nachrichten bringen. Zu seinen Abonnenten ge-hörten fast alle höheren Beamten, Offiziere u. s. w. bis tief in die Pro-vinz hinein. 1735 kam die Regie-rung ihm auf die Spur. Am 13. Februar 1735 ließ Friedrich Wil-helm der Erste den Ortgieh wegen seiner unanständigen Zeitungsschrei-berei verhaften und einleitern, eben-so den verriipelten Sohn des Un-glücklichen, der weiter nichts verbro-chen, als daß er die Zeitungen des Vaters abgeschrieben. In engen kal-ten Löchern ohne Luft und Licht mußten die beiden bei jüammerlicher Nahrung beinahe sechs Monate schmachten. Dann ließ man sie frei unter der Bedingung, daß sie Berlin den Rücken kehrten. Sieht man sich die „unanständige Zeitungsschrei-be-

rei“ des Ortgieh genauer an, so weiß man eigentlich nicht, wo die „Unan-ständigkeit“ liegt. Hofkutsch, lange Kerle, Einquartierungen, Defertio-nen u. s. w. u. s. w. werden berichtet, sonst nichts. Als besonders anstößig galt eine Stelle, in der gesagt wird, „daß es mit des Königs Krankheit einen wie den andern Tag sehr ver-änderlich wäre“ oder „daß der Kron-prinz stark vor die französische Na-tion postirt scheine“, weil sein Regi-ment französische Montur bekommen. Uebrigens war auch Friedrich der Große durchaus nicht der Feind der Censur, als den man ihn gewöhnlich hinstellt. Wenn die preußische-liche Presse im Deutschen Reich ihn schlecht behandelte, verstand er keinen Spaß. Er ließ den ihm mißliebigen königlichen Redakteur Roderique ein-fach „durch eine Tracht Prügel zur Raifen bringen“. Ebenso bekam der Redakteur der Erlanger Zeitung auf seine Veranlassung 25 aufgezählt und mußte dem Obersten von Kleist den Empfang der Sniebe noch „dan-ten dank quittiren“.

Die baltischen Blätter führen auch dem Auffaz eines Offenburger Se-cundaners über die griechischen Götter folgenden Satz an: „Die Götter waren nach der Vorstellung der Griechen gerade wie die Men-schen beschaffen: sie hatten die glei-chen Tugenden, wie die Menschen, und waren mit den gleichen Fehlern behaftet, sie waren sogar verheirathet.“

Zwanzig Dollars hat laut Ge-richtsentcheid ein Conditir in Pro-vidence, N. J., für zwei Küsse zahlen müssen, die er einer seiner Ver-täuferinnen geraubt hat. Wenn er alle seine sonstigen Sündigkeiten so theuer an die Frau bringen kann, ist er bald ein gemachter Mann.

Ein Landrichter in Missouri hat ein famoes Mittel gegen die Tramp-plege entdekt. Er läßt alle Land-trreicher vor sich bringen, verurtheilt sie zu 30 Tagen Wegearbeit und giebt ihnen dann je eine halbe Stunde Freiz, um sich Werkzeug zu verschaffen. Merkwürdiger Weise suchen sich die Herren Tramps ihr Werkzeug in weiter Ferne.

In New York kommen 13 Ver-haftungen wegen Trunkenheit auf je 1000 Einwohner, in Chicago 23, in Portland aber, der Hauptstadt des Prohibitionsstaates Maine, werden von je 1000 Bewohnern 42 wegen Trunkenheit verhaftet. Wenn also die Prohibition irgend etwas prohibirt, so ist es jedenfalls nicht die Trunkenheit.

Britische Kriegsschiffe sollen in Zukunft nicht mehr mit französi-schem Champagner, sondern mit Wein aus einer der Colonien ge-tauscht werden. Am Orange-Fluß soll ein Wein wachsen, der so sauer ist, daß er förmlich den Magen zu-sammenzieht. Den sollten die Eng-länder zunächst anwenden, da sie sich ohnehin dort den Magen verdoeben haben.

Aus Landon wird gemeldet, daß Alfred Austin, der „Poeta laureatus“, sich in finanziellen Schwierig-keiten befindet. Das ist ungefähr das Einzige, was er mit Dichtern gemeinsam hat.

Der größte Theil der amerita-nischen Bevölkerung besteht aus Gentlemen“, sagt artig ein Profes-sor im Osten und war doch unqua-lant, denn laut Census besteht die volle Hälfte aus Ladies.

Von Seiten mancher Aerzte wird behauptet, eine allzu schnelle Ganga-ri sei der Gesundheit unzutüchtig. Die Botenungen scheinen das schon längst gewußt zu haben.

Ein Laundry-Trust soll im Osten gebildet werden. Er kann leicht-funden in der Verwandtschaft finden. Bei manchen Trusts fehlt's nicht an schmutziger Wäsche.

Englische Verlagsfirmen beachti-gen, nach den Ver. Staaten über-zufiedeln. Sie haben wahrscheinlich etwas von Herrn Carnegie's Vi-bliotheten gewittert.

Das beste Mannesalter sind die Jünglingsjahre.

Wenn Mädchen angeht, kleibt oft ein Stockfisch hängen.

Humoristisches.

Romanzil.

Herr Rentier Meier stand Ausgangs der Dreißiger und vor seiner Haus-thür.

Erster Erfolg.

„Sie, in dieser Straße dürfen Sie nicht fahren, das kostet drei Mark Strafe.“ — „Aber gern! Wenigstens einer, der anerkennt, daß ich überhaupt fahren kann!“

Gipsel.

„St. Frau Müller wirklich solche ge-schätzte Gipslinge?“ — „Und ob! Die soll noch im Schlafe — Klatschen.“

Moderne Gitterwachen.

„Nun, wie waren denn eure Gitter-wachen?“ — „Entzückend! Von früh bis spät haben wir uns gegenseitig pho-tographirt!“

Knickerer.

„Der Rentier Pfeife ist wohl un-geheuer geizig?“ — „Na, ich sage Ihnen, den habe ich noch nichts verschenten sehen, wie einmal — vier Augen im Sat.“

Aus dem Aufsahste des kleinen Hans.

... Dori lag vor dem Bette ein großes Wärenfell, das sich umsonst be-mühte, mich zu erschrecken!“

Ein wahrhafter Freund.

„Der Heinrich ist, scheint es, ein gut-müthiger Mensch, daß er sich immer Deine Gedichte vorlesen läßt?“ — „Ja, und wenn er einschläft, darf ich ihn fogar wecken!“

Zu gefährlich.

Unter suchung's Richter (der eine erkrankte alte Jungfer zu verneh-men hat, zu deren Arzi): „Kann ich die Patientin vernehmen?“ — Arzi: „Gern! Aber nach dem Alter dürfen Sie vorerst noch nicht fragen.“

Unüberlegt.

Lehrer: „Giral, reiß doch das Maul nicht so auf! Man meint ja,



man wär' in einer Nilpferd-Schule!“

Im Eifer.

„Du, Emil, wir müssen jezt d'ran denken, unsere Hulda zu verheirathen — das Mädchen ist bereits achthzehn Jahre!“ — „Die soll nur warten, bis der Rechte kommt!“ — „Warum denn?“ — „Hab' I ch das vielleicht ge-than?“

Ein mitleidender Diener.

„Gnäd' Herr, dieses Jahr haben wir für hundert Mark Rothwein mehr gebraucht wie früher!“ — „Ja, der Tod meiner Frau.“ — „Ach, gnäd' Herr, das ist kein Grund — wenn Ich mich nun a u ch meinem Schmerz so hin-geben wolt!“

Gedankenlos.

Professor: „Bist Du endlich einmal bei Müller's gesehen und hast den leidigen Besuch gemacht?“ — Ga-tin: „Ja, ich wollte es thun, aber sie wohnten nicht mehr dort.“ — Pro-fessor: „Na, dann hättest Du doch wenigstens Deine Visitenkarte abgeben sollen.“

Mildder Umstand.

Fremder (empört): „Sie ge-ben also zu, daß ich letzten Sonntag bei Ihnen abscheulich verleumbet worden bin?“ — Hausfrau (kleinlaut): „Ja, ja, aber Sie müssen schon entschuldigen, wir feierten gerade das zehnjährige Bestehen unseres Kaffeekränzchens!“

Der Kolze Johann.

Besuch (zum Bedienten): „Der Herr Baron ist also nicht zu Hause? Na, dann melden Sie ihm, daß ich hier war und richen Sie ihm eine herzliche Empfehlung von mir aus.“ — Zo-bann: „Ich möcht' schon bitten, ihm das selbst zu sagen.“ — Bedienten: „Wir zwei sein näm-lich böös miteinander!“

Die Hauptsache.

In den Kellereien des großen Wein-geschäftes Panscher & Co. ist Feuer ausgebrochen und der größte Theil des Weinlagers ist verbrannt. Als man im engeren Familienkreis dem Chef des Hauses sein Bedauern über den Unfall ausdrückt, erwidert er gefaßt: „Beruhigt Euch, Kinder, die Sache ist nicht so schlimm: Die Etiketten sind gerettet!“